

# Sonntags-Beiblatt

zur

## Augsburger Postzeitung.

13. Februar

Nr. 7.

1853.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 40 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

### Fräulein Aloisia Pisani

aus dem Institute der englischen Fräulein in Burghausen in Bayern,

an Herrn Hofcaplan Müller,

Geschäftsführer des Missionsvereins.

(Schluß.)

Am 16. October verließen wir Alexandrien auf einem kleinen Dampfschiffe, das uns den Nilcanal hinunter führte. Derselbe ist ziemlich breit und so lang, daß wir auch mit einem Dampfboot von früh acht Uhr bis Abends fünf Uhr zu fahren hatten. Seine Ufer sind Anfangs schön, da die herrliche Dattelpalme sie üppig ziert, später aber werden sie öde und einförmig. Was besonders die Aufmerksamkeit auf sich zieht, sind die Wohnungen dieser Wilden, die man beinahe mit großen Maulwurfshügeln vergleichen könnte, aus Roth und Lehm gebildet, vorn mit einem Loch, um hineinzukriechen, ohne Fenster oder andere Oeffnung. Die Leute selbst sind äußerst schmutzig, von dunkelbrauner Farbe, entweder halb oder ganz unbekleidet, und gewöhnlich sehr lange, hagere Gestalten.

Gegen fünf Uhr kamen wir auf den Nil, ein schöner, majestätischer Strom, breiter als unser deutscher Rhein, doch mit trübem, schmutzigem Gewässer. Hier nahm uns ein anderes, größeres Dampfschiff auf. Wir trafen da auch einige Türkinnen in ihrer sonderbaren Tracht, mit weiten, faltigen Beinkleidern, einer reichen Tunika, einem zierlichen Turban oder Diadem, und reich an Perlen und Geschmeiden. Sie saßen den ganzen Tag in einem Zimmer abgeschlossen auf ihrem Divan, nach ihrer gewöhnlichen Weise. Mit einer andern Frau gemeinen Standes machte man aber nicht so viele Complimente, sondern um sie in Verwahr zu halten, öffnete man auf dem Verdeck ein Loch und ließ die Arme hinunter. Hier mußte sie den ganzen Tag im Finstern bleiben, Mittags und Abends gab man ihr das Essen hinunter, und schloß wieder den Deckel ober ihr. O heilige Religion, o Glaube, o Christenthum! wie roh und grausam ist der Mann! wie arm und unglücklich das Weib ohne dich!

Die Gegend bietet hier wenig Interessantes, nur hie und da sieht man Felder von Zuckerrohr und einige Getreidarten. Endlich bei der Annäherung von Cairo sieht man in der Ferne die Weltwunder — die berühmten Pyramiden. Es sind drei, nicht ferne von einander, die letzte etwas niedriger als die übrigen. Da ich sie aber nicht in der Nähe gesehen habe, kann ich davon nichts weiter erzählen. Cairo hat eben nicht viel Anziehendes, wenigstens in den Stadttheilen, die wir durchfahren haben. Es hat sehr enge, schmutzige Gassen, schlechte Häuser und noch erbärmlichere Kaufläden. Der europäische Theil sieht wohl etwas besser aus, doch von schönen Gebäu-

den habe ich nichts gesehen. Wir fuhren sogleich in das Kloster der guten Hirtinnen, die uns sehr gastfreundlich aufnahmen. Sie haben hier die Schulen zu versehen, und sind etwa zehn Schwestern, darunter auch eine Deutsche. Auch einen deutschen Priester, einen Franciscaner, haben wir hier getroffen, dem wir unsere Beicht ablegten, was für Schwester Augusta ein großer Trost war, da sie sich mit der englischen Sprache noch wenig befreundet hat.

Am andern Tage fuhr unser hochwürdigster Bischof mit uns in das hl. Haus, wo, der Tradition nach, die heilige Familie während ihres Aufenthaltes in Egypten gewohnt hat, und das sich etwa eine Stunde außerhalb Cairo befindet. Es sind da mehrere alte, fremdartige Gebäude, wir mußten mehrere Höfe und Winkel durchwandern, kamen auch in eine koptische Kirche, die ein zu sonderbares Aussehen hatte, als daß ich sie genau beschreiben könnte, und endlich in die heilige Stätte. Ueber derselben ist durch die fromme Kaiserin Helena eine Kirche erbaut, von der ich aber auch keine treffende Beschreibung geben kann, denn niemals habe ich eine ähnliche gesehen. In der Mitte derselben zieht sich ein hohes Gitter quer durch, innerhalb welchem auf der Seite eine Treppe hinabführt. Durch dasselbe gelangten wir in die eigentliche heil. Wohnung, es ist ein kleines enges Gewölbe, nach Art einer Capelle, an beiden Seiten mit niedern Säulen versehen, oben in der Mitte ein großer Altarstein. Hier hat die heilige Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde gewohnt, hier in dieser engen Grotte hat der menschengewordene Gott seine ersten Jahre verlebt, seine ersten Schritte gethan, seine ersten Werke zu unserm Heile verrichtet. Welche Gefühle von Andacht und Ehrfurcht flößt dieser Gedanke einem gläubigen Herzen ein! Von heiligem Schauer durchdrungen knieten wir uns da nieder, und beteten die Vitanei zu jener erhabenen Jungfrau und Mutter, die hier so lange Zeit Gottes und ihren Sohn genährt und gepflegt. Leider ist diese Kirche in schismatischen Händen, und den Katholiken nur erlaubt, dort Messe zu lesen.

Von da aus fuhren wir auf die Zitabelle, von wo aus man eine schöne Aussicht über Cairo und die Umgebung hat. Hier wurde eben eine neue Moschee gebaut. Da sie noch unvollendet ist, durften auch unsere unheiligen Füße sie noch betreten. Schade, daß es kein christlicher Tempel ist, er würde für jede Hauptstadt eine Zierde seyn, so viel Gold und Marmor ist daran verschwendet.

Nach 3tägigem Aufenthalte brachen wir endlich wieder auf, um unsere Reise durch die Wüste anzutreten. Abends sieben Uhr stiegen wir beim Fackelscheine in eine Art von Silwagen, worin sechs Personen gut sitzen können. Da sie aber nur auf zwei große Räder gebaut sind, so ist das Fuhrwerk wirklich Lungen- und Lebererschütternd, und man muß sich wohl hüten, irgendwo anzulehnen, wenn man nicht Weulen davon trugen will. In diesen Reiskästen durchzogen wir also eine Nacht und einen halben Tag die Wüste. Die Reise ging ziemlich schnell, da wir vier Pferde hatten, die alle zwei Stunden gewechselt wurden. Es befinden sich da von Zeit zu Zeit kleine Gasthäuser am Wege, wo man zu Mittag und Abend speist, und besser bedient ist, als es sich für solche Orte erwarten ließe. Von dieser Wüste kann ich keine andere Beschreibung geben, als daß es eben eine Wüste ist, ohne Baum, ohne einen Grashalm, nichts als feiner, durrer Sand, den der Wind einem in die Augen weht, wenn man nur ein wenig die Fenster des Wagens öffnet. Hier und da sahen wir die Ueberreste des Cadavers eines gefallenen Kameels, das hier seinen Tod fand, doch sonst kein lebendes Wesen.

Endlich nach langem, ermüdendem Wege kamen wir gegen zwei Uhr in Suez an. Niemals habe ich einen ödern und wüßern Ort gesehen. Keine Pflanze, keinen Baum, kein grünes Gräschen, nur ausgebrannter durrer Sand überall, und einige Häuser; dazu kein Tropfen genießbaren Wassers, sehr ungesunde Luft und eine sengende Hitze, das alles war wohl nicht geeignet, unsern Aufenthalt hier angenehm zu machen. Es befindet sich da auch keine Kirche und kein Priester, da nur wenige Katholiken sich aufhalten, die vielleicht ein- oder zweimal im Jahre eine heilige Messe von irgend einem durchreisenden Missionär haben. Wir mußten drei Tage hier ver-

weilen, auf die Ankunft des Calcutta-Steiners wartend. Abends gingen wir gewöhnlich am Ufer des Meeres spazieren, mit unserm hochwürdigsten Bischof den Rosenfranz betend. Am letzten Tage zogen wir nach seinem und unserm Wunsche unsere Ordenskleidung wieder an, da wir bisher in weltlicher Kleidung reisten. Doch da man auf Schiffen gewohnt ist, Klosterfrauen in ihrer Ordensstracht reisen zu sehen, und ihnen viele Achtung beweist, hatten wir uns nicht mehr zu fürchten.

Sonntags den 24. am Feste des hl. Raphael, des himmlischen Reisebeschützers, schifften wir uns gegen Mittag auf einem kleinen Dampfboot ein, das uns zu dem, etwa eine Stunde entfernten, großen, prächtigen Dampfer Precursor führte. Welch ein majestätischer Anblick, so ein Schiff mit seinen Segeln und Masten, mit den gewaltigen Rädern, die es wie zwei mächtige Flügel durch den Ocean tragen! — Es wurde eine lange Stiege vom Verdecke herabgelassen, und wir stiegen ein. Unser hochwürdigster Bischof führte uns sogleich in unsere Kajüte, ein nettes Zimmerchen mit vier Betten. Ueberall auf dem Schiffe bemerkten wir die äußerste Reinlichkeit und größte Ordnung. Passagiere waren es etwa 60 — 70, sowohl Herren als Damen, meistens Protestanten; sie bezeugten uns jedoch viele Achtung und Rücksicht, ja, der Capitän hatte so viele Güte für uns, in die erste Classe uns aufzunehmen, obwohl wir nur für die zweite bezahlt hatten. Gegen fünf Uhr wurden endlich die Anker gelichtet, und das Schiff setzte sich in Bewegung. Die ersten Tage war die Hitze ziemlich erträglich; den 3. und 4. aber war es beinahe zum verschmachten. Die Hitze hatte 91 Grade Fahrenheit erreicht, der Schweiß rann in Strömen, und den ganzen Tag waren wir wie gebadet. Nachts war es noch ärger. Die Meisten zogen aus ihrer Kajüte, und legten sich im Salon auf Boden, Tisch und Bank unter den herabhängenden Windsfang, nur um Luft zu haben; andere schliefen auf dem Verdecke. Und doch war es jetzt Winter und die kühle Jahreszeit. Diese große Hitze erzeugt aber hier die Enge des Meeres, das von beiden Seiten von Wüsten begränzt ist, deren glühender Sand die Hitze verdoppelt. Am siebenten Tage passirten wir die Meerenge Babel Mandet, da es aber Nacht war, konnten wir das Land nicht sehen.

Am folgenden Sonntage, am Vorabende aller Heiligen, kamen wir nach Aden, eine Stadt an der arabischen Küste. Da hier einige Stunden gehalten wurde, um frische Kohlen aufzuladen, so fuhren wir mit unserm hochwürdigsten Bischofe ans Land. Beim Aussteigen war der nämliche Negerkrieg wie in Alexandrien. Einer wollte vor dem Andern sich mit seinem Rahne herbeidrängen; man mußte sie mit den Füßen zurückstoßen. In jedem Rahne sind vier bis sechs dieser Wilden, wenn sie einen dann ans Ufer fahren, so geht das Rudern nach dem Tacte, und Alle singen oder schreien zusammen eine gewisse Formel, die sie stets wiederholen nach Art einer Litanei. Aden ist ein zweites Suez, nur gebirgiger. Hohe, schwarze Felsen umgränzen das Meer, und der dürre, ausgebrannte Boden zeigt keine Vegetation. Am Ufer sind einige Köhlerhütten und ein Gasthaus; weiter zwei Stunden davon die eigentliche Stadt Aden. Da eben Sonntag war, wollte der hochwürdigste Bischof die heilige Messe daselbst lesen. Nachdem er um die nöthigen Messgeräthe in die Stadt geschickt hatte, brachte dieselben ein Missionär, mit dessen Hilfe in einem kleinen Zimmerchen des Gasthauses auf einem Tische ein Altar errichtet wurde, dessen ganze Zierde das Crucifix war. Hier hatten wir das Glück Zeuge zu seyn von der unendlichen Liebe und Verdemüthigung unsers Gottes, der da unsertwegen herabstieg in diese Wohnung des Götzendienstes. Mit welchen Gefühlen ich dieser heiligen Messe beiwohnte, kann ich nicht sagen. Ich hätte von Herzen weinen können, so ergreifend und rührend kam mir dieser Anblick vor. Hier kamen mir die Worte jenes frommen Liedes recht zu Sinne: „Herr der Armuth, Herr der Demuth! sieh mich an in meiner Wehmuth, an der Hoffart böser Klippe laß mich nicht zu Grunde gehen.“

Am 11. Morgens früh sahen wir in der Ferne Ceylon vor uns liegen. Schon einige Stunden weit davon wehte uns die frische Morgenluft die köstlichen Wohlgerüche von Zimmet und Gewürz entgegen, an denen diese Insel so reich ist. Je näher man ihr kommt, desto schöner wird ihr Anblick. Von einer langen Reihe

von blauen Bergen durchzogen, an den Ufern mit Palm- und Drangen-Büchern begränzt, die sich an den Hügeln hinaufziehen, bietet sie den Anblick eines blühenden, immergrünen Gartens. Niemals habe ich etwas malerischeres gesehen, als diesen Hafen, an dessen Spitze der Leuchthurm auf hohen Felsen steht, von scharfen Klippen umgeben, an denen sich die Brandung bricht, die Wogen hoch zu ihm hinauf schleudernd, und in Schaum zerfließend, wie in ohnmächtiger Wuth zürnend über seine Festigkeit. Gibt es wohl ein schöneres Bild der Kirche und ihrer Feinde! An diesem Hafen liegt Gall, ein hübsches Dörfchen, dessen Häuser zwischen den Palmen und Cypressen freundlich herauschauen. Auf einem Hügel außerhalb des Ortes steht von Bäumen beschattet das katholische Kirchlein, da der Ort doch ein paar hundert Katholiken zählt. Als es dunkel zu werden anfing, schimmerte allmählig ein Lichtchen nach dem andern aus dem dichten Waldesgürtel, und umgab uns wie ein Kranz von flimmernden Sternlein. Dazu der heiterste Himmel, und so frische, duftige Abendluft, in die das Brausen der brandenden Wogen von Ferne herüber tönte, daß es mir schien, es müsse die Sage wahr seyn, daß hier das irdische Paradies einst gestanden habe. Leider stiegen wir hier nicht ans Land, da unser hochwürdigster Bischof und Vater krank und leidend war in Folge eines Unfalls, der uns in große Bestürzung versetzte. Freitags den 5. November fiel er nämlich die Stiege hinabgehend in ein unten geöffnetes Loch, das in ein Gewölbe hinabführt, wo das Gepäck aufbewahrt wird. Unglücklicher Weise stieß er dabei gegen die Brust und brach sich eine Rippe. Er wurde sogleich zu Bette gebracht, und litt große Schmerzen. Der Schiffsarzt, der ihn behandelte, gab uns die trübe Aussicht, daß er vor zehn bis vierzehn Tagen das Bett nicht werde verlassen können. Wir wichen nicht mehr von seinem Lager, Eine die Andere abwechselnd, ihm frische Luft zuwehrend, da die Hitze in der engen Kajüte beinahe erstickend war, und all die kleinen Dienste ihm erweisend, die in unsern Kräften standen. Hier hatten wir täglich Gelegenheit, seine unerschütterliche Geduld und gründliche Frömmigkeit kennen zu lernen. Kaum hatte der Arzt den Schaden verbunden, so war sein Erstes, daß er sein Brevier betete, obwohl er sich kaum rühren, noch athmen konnte, ohne den heftigsten Schmerz. Niemals hörten wir eine Klage, niemals auch nur einen ungeduldigen Wunsch. Wenn wir unser Mitleid aussprachen, wies er gewöhnlich auf das Crucifix und sagte: Was ist das im Vergleiche mit unserm Herrn? Dieß ist noch lange kein Fegfeuer, — lieber hier als dort! — Er war immer gleich heiter und ruhig; täglich betete er mit uns die gewöhnlichen Gebete und den Rosenkranz, wie sonst. Auf seinen Wunsch hielten wir eine dreitägige Andacht zum heil. Kaverius, und siehe da! zu unserer großen Freude und zur Verwunderung Aller konnte er schon am siebenten Tage außer dem Bette seyn. Seitdem besserte es sich schnell, so daß er jetzt wenig mehr von diesem Uebel spürt. Da wir nicht ans Land gingen, so kamen mehrere Neger zu uns an Bord, die den Bischof, oder wie sie sagten, den Priester und die Priesterinnen sehen wollten. Sie brachten Früchte, Meermuscheln und sehr künstlich gearbeitete Schnitzwaren, Schatullen u. die sie sich aber theuer genug bezahlen ließen. Wir gaben ihnen einige Rosenkränze, Bilder und Kreuzlein, mit denen sie große Freude hatten.

Am 15. November erreichten wir Madras, die erste indische Stadt. Schon von Ferne sieht man eine lange Reihe niederer Gebirge, und die weißen, felsigen Ufer. Näher kommend breitet sich die große, schöne Stadt, mit etwa 200,000 Einwohnern vor den Blicken aus. Da sie aber keinen eigentlichen Hafen hat, und die Brandung an der Küste sehr heftig ist, so ist das Landen hier wirklich ein Wagestück und man braucht Muth sich dazu zu entschließen. Sobald das Schiff Halt gemacht hatte, kamen eine Menge Boote vom Ufer, von Indianern geleitet, um die Passagiere ans Land zu bringen. Doch die Gewalt der Strömung ist so heftig und das Meer so unruhig, daß es etwas sehr Schwieriges ist, vom Schiffe in dieselben zu gelangen. Man muß da gerade den rechten Augenblick erhaschen, einen Moment später, und der Kahn prallt wieder zurück, und der Hineinspringende liegt im Wasser. Das Anlanden selbst ist noch unangenehmer. Man wird da von der Gewalt der Wogen

gleichsam ans Land geworfen, und oft über und über mit Wasser begossen. Deshalb wollte unser hochwürdigster Bischof auch nicht, daß wir die Stadt besuchten. Noch ehe wir den Landungsplatz erreichten, sahen wir eine Menge Indianer zum Fischfange ausziehen. Nichts sonderbarer als dieser Anblick. Von Ferne glaubt man lauter schwarze Negerköpfe auf dem Wasser schwimmen zu sehen, denn gewöhnlich sieht man davon nichts als den Kopf, da die Wellen sie beständig auf und nieder tauchen. Sie stehen nur auf einer Art Balken, den sie mit einem kleinen Ruder lenken, und es ist zu verwundern, wie sie sich bei der so heftigen Bewegung im Gleichgewichte erhalten können, ohne von den über sie hinweg rollenden Fluthen hinweggespült zu werden. Gewöhnlich sind sie ganz ohne Kleidung; nur auf dem Kopfe haben sie eine spitzige Strohkappe, in denen sie auch die Briefe, Zeitungen &c. tragen, die sie an Bord bringen wollen. Am Ufer sieht man große, schöne Gebäude und mehrere Kirchen; weiter entfernt auf einem Hügel die Kirche des heiligen Apostels Thomas, die über seinem Grabe erbaut ist. Leider ist aber auch diese in schismatischen Händen. Hier hat auch der große heilige Xaverius eine Nacht durch gebetet und vom Teufel Verfolgung gelitten. Es macht mir immer Freude, wenn ich daran denke, daß über diese Meere ein heiliger Franz Xaver auch einst gefegelt, daß gerade von da aus seine Gebete zum Himmel gestiegen sind. Nachdem mit der Kanone vom Schiffe aus das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde, wurden die Anker gelichtet, und unserer letzten Station, Calcutta, entgegengesteuert.

Freitags den 19. gegen vier Uhr Morgens lief das Schiff in die Mündung des Ganges ein. Schon ein paar Stunden vorher kam der Pilot an Bord des Schiffes, das ist ein eigens dazu bestimmter und wohlerfahrener Steuermann, der das Schiff auf seiner Fahrt auf dem Ganges zu leiten hat. Da der Grund dieses Stromes nur leichter Sand ist, so ist die Fahrt auf demselben für große Schiffe gefährlich, weil die Gewalt des Wassers den Sand bald da bald dorthin führt, Sandbänke und Untiefen bildet, und beständig die Lage derselben verändert. Deshalb waren immer ein oder zwei Männer beschäftigt, an beiden Seiten fortwährend das Senkblei zu werfen, um die Tiefe zu messen. Wir waren schon ziemlich voran gekommen, als ich gegen acht Uhr auf Verdeck kam, um die Ufer zu betrachten. Doch da lag noch immer Himmel und Wasser vor mir; vom Ufer konnte das Auge keine Spur erreichen. Hätte nicht die Farbe des Wassers mich überzeugt, daß ich wirklich auf einem Strome sey, ich hätte ihn für ein zweites Meer gehalten. Erst später gegen Abend verengte er sich mehr, und ließ uns die schönen, grünen Ufer, auf denen die Heerden weideten, und hie und da eine Hütte unter den Palmen unterscheiden. Endlich gegen sieben Uhr wurde der Anker vor Calcutta geworfen. Mit freudigem, dankbarem Herzen stimmten wir mit unserm hochwürdigsten Bischof ein Te Deum an. Glücklich über alle Erwartung hat uns der Herr über Meere und Wüsten geleitet. Kein Sturm hat den ruhigen Spiegel des Meeres getrübt, keine Gewitterwolke den blauen Himmel umzogen, kein Unglück uns getroffen auf der ganzen, langen Reise. Und über all das hat er uns, als die Schooskinder seiner Vorsehung unter die Obhut eines Bischofs gestellt, der für uns Sorge trug, wie kaum ein Vater sie getragen hätte. Es ist mir unmöglich, all die Güte, Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu beschreiben, die unser bischöflicher Vater auf dieser Reise bei jeder Gelegenheit uns bewies; er vergaß sich selbst in der Sorge für uns. Hier in Calcutta, wo er uns in dem Hause eines seiner Freunde unterbrachte, da man in dem Kloster der Unstrigen keinen Platz für uns fand, erwies er uns die große Gnade, täglich in unserm Zimmer die heilige Messe zu lesen. Ich käme an kein Ende, wenn ich die Beispiele seiner Güte und Väterlichkeit aufzählen wollte. Gott weiß, wie viel wir seiner Huld und Gnade schulden, Er allein kann ihm genügend lohnen. Ich empfehle ihn indessen dem Gebete der Mission. Er hat wohl eine schwere Last, eine große Bürde auf seinen Schultern, denn eine Diöcese in Indien ist etwas anders, als eine in Europa. Von der Lage des Katholicismus, von den Hindernissen und Beschwernissen, von den Gewohnheiten des Landes und all dem übrigen Merkwürdigen

und Erzählenswerthen will ich Ihnen in meinem nächsten Briefe mittheilen. Für diesmal muß ich schließen. Morgen werden wir unsere Reise nach Chittagong antreten, wo vor der Hand unser Aufenthalt seyn wird. Es ist dort auch ein Haus der Schwestern von Loreto (unter diesem Namen ist unser Institut in Indien, Amerika und England bekannt), doch sind dort nur drei Schwestern, die daher nothwendig Hilfe bedürfen. Chittagong wird Ihnen vielleicht unbekannt seyn, doch werden Sie es unter dem Namen Islamabad auf jeder Karte finden.

Ich sage Ihnen nun nochmals ein herzliches Lebewohl, auch im Namen meiner lieben Schwestern. Ich weiß, daß Sie nun unfertwegen beruhigt sind, da Sie uns glücklich angekommen und in guten Händen wissen. Möge der liebe Gott Ihnen all die Sorgfalt und Güte, die Euer Hochwürden uns so väterlich bewiesen, tausendfach belohnen. Niemals werden wir sie vergessen, niemals unterlassen für Euer Hochwürden zu beten um den reichsten Segen des Himmels. Und wie sollte er Ihnen nicht werden, da Sie vom Aufgange bis zum Niedergange Kinder haben, die für ihren guten Missionsvater zum Himmel stehn. Ich sende hier auch unsere Grüße nach Burghausen und Altötting. Mögen die lieben Schwestern für uns beten, wie auch wir es für sie thun. Zum Schlusse empfehle ich mich und meine Gefährtinnen auch Ihrem frommen Andenken, hochwürdiger Herr Hofcaplan! Erleben Sie uns Kraft, Gesundheit und den Segen des Himmels, daß wir zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen recht Vieles wirken mögen.

Mit ausgezeichnete Hochachtung und Verehrung ic.

Fr. Maria Aloisia Pisani,  
J. St. M.

### Musikalische Träume.

Es gibt Dinge auf der Welt, die etwas Ueberirdisches an sich zu haben und eben sowohl eine Erinnerung an das verlorene Paradies, als eine Mahnung an den Himmel zu seyn scheinen. Solch' ein Ding ist auch die Musik. Wie rein ist nicht ein musikalischer Genuß, verglichen mit andern irdischen Genüssen? Und wer weiß nicht, daß die Musik eine Sprache zum menschlichen Herzen ist, die unter allen Zonen gleich verstanden wird?

So gewiß die Musik eine der ältesten Künste ist, so gewiß ist sie auch religiösen Ursprungs, und sie kann diesen Ursprung nicht verläugnen. Gleich der Religion zieht die Musik den Menschen von dem Gemeinen ab, verfeinert seine Sitten, veredelt sein Gemüth und erschließt dem sehnsüchtigen Herzen eine höhere harmonische Weltordnung; beide üben eine unwiderstehliche Kraft auf den Menschen. So erzählt man z. B. von dem allbekanntem afrikanischen Negerapostel, Dr. Knoblecher, daß er einst, auf dem Nilflusse abwärts schiffend, in großer Gefahr war, von den Wilden gefangen und getödtet zu werden. Er ließ das Schiff landen und spielte den Wilden Einiges auf einer Ziehharmonika vor, und siehe — er und sie waren gerettet; auf demselben Flecke steht nun eine christliche Capelle. Und was von Heiden gilt, gilt in mancher Hinsicht auch von Christen. Wer weiß nicht, daß viele Protestanten in der Sirtinischen Capelle zu Rom, wo die religiöse Musik in ihrer reinsten Blüthe sich entfaltet, katholisch geworden sind?

Darum darf es Niemand wundern, wenn die Musik schon in den ersten Zeiten des Christenthums beim Gottesdienste angetroffen und stets mehr und mehr der heiligen Kirche dienstbar gefunden wird. Der fromme Ausdruck der Gefühle wurde zum Gesange, und der Zusammenklang der gläubigen Gemüthsstimmung in der Gemeinde wurde zur heiligen Harmoniemusik. Am schönsten zeigt sich dieß im kirchlichen Chorale und in den majestätischen Orgelflängen.

Aber auch im gewöhnlichen Leben äußert die Musik eine wohlthuende Wirksamkeit. Wie Vielen ist sie eine Erholung, Erheiterung und Erhebung über die Kleinlichkeiten des Alltagslebens; wie Vielen bringt sie neue Kraft, ja neue Gedanken;

wie Vielen verschafft sie Trost in den mancherlei trüben Stunden dieses Lebens! Man will wissen, daß bei Menschen, denen der Sinn für Musik abgeht, eine gewisse kalte Einseitigkeit im Gemüthsleben angetroffen werde. Wir wollen diese Ansicht nicht bestreiten; aber das ist sicher, daß sie eines unersetzbaren Mittels entbehren, sich mit den unausweichlichen und unvermeidlichen Disharmonien auf dieser Welt in Einklang und Versöhnung zu bringen. \*)

In allen Dingen gibt es Ausartungen und Extreme, also auch in der Musik. Es gibt eine geistliche und weltliche Musik, so wie es ein geistliches und weltliches Leben gibt. Ihr gegenseitiges Verhältniß ist hinlänglich in diesen Worten gezeichnet: Geistliche Musik schickt sich nicht fürs Theater, und weltliche Musik gehört nicht in die Kirche. Sentimentale Musik ist für kirchliche Zwecke eben so unbrauchbar und fade, als lärmende und polternde unausstehlich ist. Was soll eine Solopartie aus „Fra Diavolo“ als Unterlage für das „Et in carnatus est“? Das Geistlose kann nie schön seyn.

Wo die Musik in der Kirche von Stümpfern gemasregelt wird, da unterbleibt sie besser. Ein einfacher Volksgefang ist Gott gewiß angenehmer und für die Gemeinde erbauender, als ein mißlungenes und mißhandeltes Figural-Hochamt. Man kann sich aus der Kirche nicht so wie aus dem Theater entfernen, wenn man ob der Musik Langweile und Leere empfindet.

Weil im Himmel alle Disharmonien aufhören, so muß dort ganz eigentlich auch das Vaterland der Musik seyn.

Und so steht es auch in der heiligen Schrift. Von den Engeln ist es bekannt, daß sie dem dreieinigen Gotte ein unaufhörliches „heilig, heilig, heilig“ jubeln, und von den unschuldigen Seelen versichert uns der heilige Johannes, daß sie einst ein Lied singen werden, das die andern nicht singen können. Und wo der Himmel in nähere Verbindung mit der Erde tritt, da erklingen die heiligen Musikstöne. So in der Nacht, wo Christus geboren ward, indem die Engel in den Lüften das „Gloria in excelsis“ sangen; so spricht der heilige Bernard von den sieben Worten des Erlösers am Kreuze als von sieben wohlklingenden Saiten auf der Cithar des Kreuzholzes.

Daraus erklärt es sich auch, wie heilige Seelen gleichsam in der Borahnung des Himmelsglüces diese himmlischen Harmonien noch in dem Diesseits vernehmen können. Natürlich! So wie das Abbild dem Urbilde näher kommt, müssen die Dissonanzen dieses Lebens sich in Concordanz verwandeln, und je freier die Seele von irdischen Schladen wird, desto geeigneter ist sie, in Jubel und Lust miteinzustimmen, in den Jubel des Himmels. Das ist der Heiligen Schwanengesang!

Auch die Natur hat ihre Musik. In unbekanntem Weisen klingen z. B. die Töne der Aeolsharfe. Es ist dies das Seufzen und Sehnen der Natur nach Erlösung, wie es der heil. Paulus nennt (Römerbrief 8, 22): Je heiliger und erlöster (wenn man so sagen darf) der Mensch ist, desto mehr versteht er diese Musik, und desto mehr participirt gleichsam die Natur an seiner Erlösung. Nur Ein Beispiel.

Zur hl. Rosa von Lima kam mit Untergang der Sonne ein kleines Vögelchen mit wunderlieblicher Stimme an ihr Zimmer hingestiegen, und setzte sich auf einen nahen Baum, dort gleichsam das Zeichen zur Anhebung des Gesanges erwartend. Rosa rüstete sich, das Lob Gottes zu beginnen und forderte das Vögelchen im eigenen Liebe, das sie dafür gedichtet, zum Wettgesang heraus:

„Hör an, o liebe Nachtigall,  
Singe süße Liedesweise!  
Schmettre hohen Sang aus voller Kehle,  
Damit wir den Herrn loben allzumal.“

\*) Mit weiser Klugheit dringt daher Vater Kolping auf die Pflege des Gesanges in den von ihm gegründeten Gefellenvereinen.

Du sollst deinen Schöpfer preisen,  
 Ich den Heiland voll Erbarmen,  
 Unfern Gott wir beide insgesammt.  
 Thu' auf die Kehle sangesvoll,  
 Damit im muntern Wechselliede  
 Unsere Töne lieblich sich begegnen."

Und sogleich begann das Vögeln mit linder, leiser Stimme seinen Schlag, schwang sich dann höher und immer höher, wirbelte darauf eine Zeit lang schwebend auf der Höhe der Töne, und ließ dann, selbst schweigend, die Jungfrau an die Reihe kommen. So wechselten sie in der heil. Fastenzeit stets bis sechs Uhr Abends.

Zum Contraste eine andere Geschichte, die sich erst vor einigen Monatengetragen hat. Die gefeierte Sängerin Sontag (Gräfin Rossi) produzierte sich auf ihrer Kunstreise in Amerika unter Anderm auch in der Stadt Boston in einem Privatconcerte vor etwa 400 puritanischen Geistlichen und Pastoren aller Secten. Alle waren voll Entzücken und einig in ihrem Lobe; ja einer der Pastoren that den Ausspruch: „Wahrlich, die Musik ist das einzige und letzte Mittel, die verschiedenen Religionssecten zu einigen,“ und erteilte der Sängerin seinen väterlichen Segen. — Sonderbar, aber doch nicht ganz ohne Wahrheit! Genug, wenn die vielen Secten einmal die Sehnsucht nach einer Einigung und Harmonie fühlen und die Möglichkeit derselben erkennen. Das Uebrige wird der Herr machen, daß Alle in Liebe und Eintracht den Pastortönen des Einen Hirten lauschen. Fiat, fiat! (Dest. Volksfr.)

### Kaiser Ferdinands Nachtgebet. \*)

Darnieder liegt der güt'ge Ferdinand;  
 Die Krankheit hält Ihn an das Bett gebannt;  
 Ein stechend Schmerz hält Tag und Nacht Ihn wach  
 Und macht den frommen Dulder matt und schwach.  
 Der Priester an des Kranken Seite sieht,  
 Sie beten jetzt vereint das Nachtgebet.

Im Krankenzimmer kniet die Kaiserin  
 Und blicket kummervoll zum Kaiser hin.  
 Sie sieht Ihn ganz erschöpft und schwach und matt,  
 Und gibt dem Priester liebevoll den Rath:  
 Doch abzubrechen mit dem Nachtgebet,  
 Da schon so sehr die Schwäche Ihn umweht.

Der Kaiser jetzt noch ein Gebet begehrt,  
 Sein tägliches, das Ihn gar lieb und werth:  
 „Ich will, daß noch mir vorgebetet wird  
 Für unsern Herrn,“ ruft Er, „der jetzt regiert!“  
 Und nun im heißen, innigen Gebet  
 Der franke Oheim für den Neffen fleht.

Er kennt die Last, die auf dem Theuren ruht!  
 Darum des frommen Dulders Andachtsgluth.  
 Nicht blos für Ihn hebt Er zu Gott den Blick;  
 Er flehet auch für Seiner Völker Glück.  
 O, ahn' Ihn nach, du theures Vaterland!  
 Bet' für den Kaiser, bet' für Ferdinand!

\*) Christl. Feierabend.